



Sonntagsausgabe der Schwarzwälder Tageszeitung „Aus den Tannen“

Nr. 22/125 Anzeigenpreis: Die einspaltige Zeile 20 Pfg., die Reklamezeile 50 Pfg. Altensteig, Sonntag 1. Juni Bezugspreis im Monat 50 Pfennig Die Einzelnummer . . . 15 Pfennig 1930

Sonntagsgedanken  
Wanderer im Nebel

Es ist ein herber Vorwurf, aber einer, den die Menschen heutzutage gar oft gegeneinander erheben: Ihr lauft bloß immer im Nebel umeinander! Sie wollen mit diesem Vorwurf die ganz Ziellosigkeit und Unsicherheit gefeiert, die sie auf allen Lebensgebieten, bei allen oder doch sehr vielen neuen Bestrebungen beobachten: auf dem Gebiete der Kunst etwa oder in der Politik, bei den Versuchen, neue Ideale des Ehr- und Familienlebens aufzustellen oder bei dem Bemühen um einen Neubau des wirtschaftlichen Lebens oder was es sonst sei. Wie oft ist dieser Vorwurf berechtigt! Wie viel wird experimentiert und werden Wege eingeschlagen, ohne daß man irgendwie weiß, ob der Fuß auch für den zweiten und dritten Schritt einen sicheren Halt habe und vor allem auch ein klar erkanntes Ziel erreichen kann! Das ist ein Wandern im Nebel, das nicht ernstlich genug bekämpft werden kann.

Aber ein jeder, der viel wandern muß, weiß doch auch von einem ganz anderen Wandern im Nebel zu erzählen. Der Wanderer ist keines Dilemmas gewiß und weiß, daß er auf dem rechten Wege ist, aber nun überfällt ihn, vielleicht ganz plötzlich und unversehens, ein dichter, undurchsichtiger Nebel, der Himmel und Erde in ein eigentümliches Dunkel hüllt. Wie merkwürdig sich nun der Weg verändert hat! Das Ziel, eben noch klar vor den Augen, ist jetzt völlig verschwunden. Es kommt bei aller Gerühtheit etwas Unheimliches in den Wanderer, und wohl keiner, der so im Nebel wandern muß, kann sich dieser unheimlichen Macht des Nebels ganz entziehen. Im Gegenteil: ein jeder fühlt, daß es hier eine ganz andere Anspannung der Kräfte braucht als beim Wandern im Sonnenschein: ein scharfes Auge, das die Wegkreuzung nicht übersehen, an der der rechte Weg zur Seite abführt; zugleich eine rechte Geduld, die nicht schon vor der richtigen Wegkreuzung den Seitenweg einschlägt, weil die gesuchte Biegung so lang, lang nicht kommen will; ein feines Ohr für die Geräusche in der Nähe und vor allem eine klare, innere Orientierung. Wie fehlt man sich in solchem Fall nach Gemeinschaft und Anschluß, damit eins das andere nicht verliere, sondern in seiner Zuversicht bestärke und vor dem Irregehen bewahre.

Wandern-müssen im Nebel das ist heute das Los gerade der Besten in unserem Volke. Lebensziele und Lebenswege, die zuvor in hellstem Lichte dalagen, heute sind sie unnebel, vom Zweifel umnachtet. Reinheit, Treue, Wahrheit, Gehorsam, Nächstenliebe in Handel und Wandel, ein auf Ehrfurcht vor Gott und Achtung vor dem Nächsten gegründetes Leben in Familie und Volk gelten diese Ziele heute noch? Wer würde nicht um solche Zweifel, wie sie die ganze Stimmung unserer Zeit mit sich bringt!



1.  
August Bolle war einstmal ein kleiner Fleischermeister. Aber er hatte sich hochgeschafft. Er kannte in seinem Leben nur eine Leidenschaft, und die hieß: Schuften wie ein Würstchenbinder.

Er ging in seinem Beruf auf, so daß er jetzt der wohlbestallte Besitzer der Firma August Bolle & Sohn in Berlin war. Bolle fabriizierte Würste im Großen, hatte einen ausgedehnten Kundenkreis und galt als Mann von einer runden halben Million.

Dieser bewußte Bolle, kein, rundlich, mit einer Glatze und einem Zwicker auf der Nase, sah an einem schönen Dienstag im Mai in seinem gut eingerichteten Privatkontor.

Eben hatte ihm sein alter Diener Schrippe, an dem nichts bemerkenswert war, als seine verblüffende Ähnlichkeit mit seinem Chef und Freund Bolle, eine Visitenkarte gebracht.

„Gen Herr will dir man sprechen, August!“ sagte Schrippe würdevoll. „Gen verliert seines Luder. Hat Backschub an.“

„Backschub!“ meckerte Bolle. „Die traut ich über Sie-

mer. Guß dir mal die Karte an, Schrippe.“ Die is' zum Piepen!

Schrippe holte langsam seinen Kneifer aus der Tasche, der Bolles Kneifer sehr ähnelte, und betrachtete die Visitenkarte.

Er buchstabierte langsam: „K. a. r. l d. e. r G. r o ß e l K a n n, A u g u s t, w a s s o l l d e n n d a s h e i ß e n? I c h d e n k', d e r K a r l d e r G r o ß e i s s c h o n e e n p a a r J a h r h u n d e r t e r t o t.“

Bolle lachte vergnügt.

„Du, Schrippe, geh mal raus und frag den Herrn, ob er sich vom Frühstück verspätet hat.“

Der Diener schüttelte erschrocken den Kopf.

„Nee, nee, August. Det mußte man schon selber tun. Det trau id mir nich.“

Bolle riß seine Schweinsauglein auf und glockte Schrippe fassunglos an. Dann richtete er sich in seiner ganzen Kleinheit — er maß nur 1,58 — auf und sagte: „Du traust dir nich, Willem?“

„Nee!“ sagte Schrippe ängstlich und zog den Kopf ein. „Der Mann is zwee Köpfe größer wie ich. Wenn er mir ansieht, dann zittern mir die Beene.“

„Dann werd ich's ihm sagen!“

Stolz erhob sich Bolle und trat ins Vorzimmer.

Er wollte sich den Fastnachtschurz energisch verbitten, aber . . . es ging ihm wie Schrippe. Wahr und wahrhaftig, es ging ihm nicht anders, als er den eleganten, blühbüschchen Kerl sah, aus dessen Braunaugen Sicherheit und Energie leuchtete.

Der Fremde sah Bolle mit spitzbübischem Lächeln an und verbeugte sich: „Herr Bolle . . . wenn ich nicht irre?“

Bolle verbeugte sich gleichfalls.

„Der bin ich . . . aber wollen Sie?“

„Nicht eintreten . . . wollen Sie sagen, Berehrtester. Ich sehe es Ihrem liebenswürdigen Blick an. Aber natürlich! Im bequemem Sessel spricht sich's besser. Bei einer guten Zigarre und einem vernünftigen Cognac, den Sie sicher in Ihrer Privatkatulle haben, werden wir ins Geschäft kommen.“

Dabei schritt er ruhig der Tür zu, die in das Allerheiligste führte. Bolle mußte, wenn er nicht Gefahr laufen wollte, über den Haufen gerannt zu werden, retirieren.

Im Privatkontor.

Der Fremde nahm Platz und schlug ein Bein über das andere.

Bolle kochte vor Wut, aber er fand nicht die Kraft, dieser Wut Ausdruck zu verleihen, so wie er es am liebsten getan hätte.

Der hübsche junge Mann sah mit einem spitzbübischen Lächeln im Sessel und sah ihn freundlich an.

Sein verdammtes Lächeln! Er irritierte den guten Bolle schlicht. Der Diener Schrippe riskierte ein schadenfrohes Schmunzeln.

Bolle sah es und das gab ihm sein Selbstbewußtsein als Chef der achtbaren Firma Bolle & Sohn wieder.

Er warf sich in Positur und sagte unwirsch zu dem Neuanfömmeling:

„Was wollen Sie man?“

Doch der junge Mann fühlte sich nicht getroffen, sondern lächelte sein niederrächtiges, überlegenes Lächeln weiter.

Dann verbeugte er sich und sagte: „Mein Name ist Karl Große!“

„Karl Große! So det klingt anders. Nu, Herr Große, warum machen Sie solche Scherze, daß man denkt, es is' Fastnacht?“

„D bitte, es handelt sich lediglich um eine verdruckte Visitenkarte, eigentlich um einen Scherz meiner Freunde. Ich trug den Spitznamen Karl der Große.“

Bolles Antlitz starrte sich.

Der Besucher war ganz amüsiert und machte einen recht angenehmen Eindruck.

„So . . . also Karl der Große hat man Sie genannt. Nicht übel! Groß sind Sie, Große heißen Sie und noch Karl dazu. Versteht ich! Nee, nee, der alte Bolle versteht nen Spaß.“

„Mein Kompliment!“ sagte der Besucher und verbeugte sich leicht. „Der gute Eindruck, den ich vom ersten Augenblick hatte, verstärkt sich.“

Bolle wurde unwillkürlich rot bei den Worten des jungen Mannes.

„Berstiger Bengel.“ dachte er, aber er schmunzelte dabei.

„Also sehen Sie, verehrter Herr Bolle, ich hatte nur noch die Scherzvisitenkarte und mußte ein solche mangels einer anderen verwenden. Drucken lassen konnte ich mir keine, denn ich bin total . . . abgebrannt.“

Bolle richtete sich unwillkürlich im Sessel hoch.

„Was wollte der Mann nur von ihm?“

Schrippe aber riskierte ein diskretes Lachen.

„Det kann vorkommt!“ fand sich Bolle zurecht. „Wie ich son junger Springinsfeld wie Sie war, da ist mirs auch passiert. Nu sagen Sie mir aber, lieber Herr Große . . . Was wolln Sie man?“

„Arbeit!“

„Das kam so ernsthaft heraus, und des Besuchers Gesicht war mit einem Male so verändert, daß ihn die beiden Männer erstaunt ansahen.“

Bolle musterte ihn von oben bis unten.

Dann sagte er: „Als . . . Fleischer?“

Karl der Große schüttelte den Kopf und sagte so ruhig und bestimmt, als ob es die einfachste Sache von der Welt wäre: „Fleischer . . . ? Bewahre! Als Betriebsleiter!“

Bolle sah ihn an, als habe er ihn nicht recht verstanden. Dann stand er auf und lachte, hielt sich die Seiten vor Lachen.

„Nehm Sie mir's man nicht übel,“ sagte er wie entschuldigend. „Wie kommen Sie auf die Kateridee, bei mir Betriebsleiter werden zu wollen?“

„Sehr einfach, lieber Herr Bolle. Sie brauchen einen tüchtigen Betriebsleiter.“

„Sie werden mir doch nicht kennenlernen wollen. Ich brauche höchstens noch einen Fleischer, sonst aber nichts. Ich habe einen Prokuristen, den Herrn Eisenick, dann ist mein Sohn Manfred im Geschäft tätig, und was die Betriebsleitung in der Fabrikation betrifft, nun, die mach ich und dabei unterstützt mich mein Meister Streckeband.“

„Das weiß ich, Herr Bolle. Aber . . . Sie brauchen trotz allem, wenn Sie sich erfolgreich behaupten wollen, einen tüchtigen Betriebsleiter, denn die Konkurrenz hat allerhand vor. Sie werden glatt an die Wand gedrückt, wenn Sie mich nicht engagieren.“

Bolle lachte amüsiert auf.

„Sie sind originell, mein Lieber! So eine Bewerbung is' mir noch nicht vorgekommen. Aber . . . Sie gefallen mir. Also . . . freiweg von der Leber: Wie kommen Sie man darauf, daß ich partout einen Betriebsleiter brauche?“

„Das will ich Ihnen sagen. Also . . . ich habe einst als einziger Sohn eines begüterten Mannes, der aber jetzt nur noch wenig von seinem Vermögen hat, früher ein Leben ohne Sorgen geführt, bis es eben nicht mehr ging. Einer meiner Bekannten half mir, eine Existenz zu finden. Er brachte mich in einer Würst- und Konservenfabrik unter. Raubeim & Fischer . . . Sie werden sie kennen.“

Bolle nickte zustimmend.

Große fuhr fort: „Dort habe ich es so ernst genommen, wie ich es früher leicht nahm, und habe geschuftet. Vier Jahre war ich dort. Dann habe ich mich mit dem Prokuristen Schattenkranz vertrakt . . . kennen Sie Schattenkranz?“

„Nee, hab noch nicht die Ehre gehabt.“

„Seien Sie froh! Also, mit Schattenkranz habe ich mich vertrakt und habe meine paar Pfennige genommen und bin von Köln nach Berlin gefahren. Es ist mir nun die letzten Tage nicht gerade glänzend gegangen. Warmes Mittagessen . . . dazu langte es nicht. Ich mußte drum immer sparen und habe zu Mittag ein Stück Würst und Brot gegessen. Und bei der Gelegenheit habe ich die Produkte einer ganzen Reihe von Berliner Würstfabriken gekostet. Auch Ihre, Herr Bolle!“

„Und . . .?“

„Ihre Würst taugt nichts.“

„Was!“ Bolle erhob sich entrüstet.

„Sie taugt nichts!“ sagte Große kaltblütig.

„Herr!“ schrie Bolle, der in seinem heiligsten gekränkt war. „Meine Würst taugt nichts!? Sie sind nicht normal, oder Sie haben keinen Geschmack!“

Aber Große war in seiner Ruhe nicht zu erschüttern.

„Hilft alles nichts . . . Ihre Würst taugt nichts!“

Großes Ruhe wirkte. Der Jörn Bolles legte sich. Er sah Große von der Seite an und sagte dann: „Meine Würst soll nichts taugen? Bei mir wird das beste Fleisch verwandt, besser, als in jeder anderen Würstfabrik.“

„Daran zweifle ich nicht, Herr Bolle . . . aber Sie können nicht würzen, oder . . . nicht mehr würzen.“

Bolle drohte wieder einen Wutanfall zu kriegen, aber die Ruhe seines Gegenübers hielt ihn im Zaum.

Er schritt ein paar mal im Zimmer auf und ab.

„Ich kann nicht würzen? Hm! Also, ich kann nicht würzen! So versteht es die Konkurrenz wohl besser?“

„Zweifellos!“

Wieder schritt Bolle einige Male durchs Zimmer.



Dann pflanzte er sich vor Große auf.  
 „Können Sie es noch besser?“  
 „Ja.“  
 „Dann engagiere ich Sie!“  
 „Ist gemacht!“  
 „Wenn sich aber der Umsatz nicht binnen vier Wochen verdoppelt, dann . . .“  
 „Schmeißen Sie mich raus!“  
 Die Augen der beiden so ungleichen Männer trafen sich. Blöcklich lachten sie beide.  
 Bolle war mit einem Male wieder guter Laune.  
 „Herr Große . . . Bombenelement . . . Sie haben die Kurde raus. Also, Sie können gut würzen? Das wäre viel wert! So . . . was können Sie sonst noch?“  
 „Alles, was gebraucht wird! Vor allen Dingen verstehe ich, mir Ration zu verschaffen. Ich bin 'ne Seele von Mensch, aber wo ich bin, da wird gearbeitet, daß die Schwarte knackt. Organisieren kann ich. Sie sollen mich kenne lernen!“  
 „Bolle ließ ihn nicht aus den Augen.“  
 „Die Hauptsache ist, daß wir uns verstehen, und daß Sie überhaupt was verstehen.“  
 „Keine Sorge. Ich werde mit Ihnen und mit der Fabrikation zu Sache kommen. Heute kann ich nur den Mund aufmachen, aber von morgen ab zeige ich's Ihnen.“  
 „Abgemacht! Und das Gehalt?“  
 „Ist Ihre Sache! Erst will ich Ihnen mal was ordentliches vorführen, und dann reden wir darüber. Ich halte Sie für einen guten Kaufmann, der mit den Gehaltsgrößen nicht knausert, wenn er sieht, sie bringen's doppelt und dreifach ein.“  
 „Nur, Herr Große. Wohnen müssen Sie aber hier. Sie kriegen ein nettes Zimmer im Quergebäude, und Frau Schrippe wird Sie gut versorgen. Das ist dem seine Frau.“ Dabei wies Bolle mit dem Daumen auf den kleinen Schrippe.  
 „Famos! Aber einen Gefallen müssen Sie mir tun!“  
 „Und . . .?“  
 „Ich brauch' nen Vorschuß!“  
 „Vorschuß? Sie sind nicht recht bei Trost!“  
 „Durchaus! Sehen Sie, verehrtester Herr Bolle, morgen trete ich an, und dann muß ich doch meinen Einstand geben. Aber woher nehmen und nicht stehlen?“  
 „Wozu taute ich denn auf.“  
 „Dann allerdings! Ich will Ihnen fünfzig Mark geben. Bangts?“  
 „Vollkommen! Besten Dank, Herr Bolle. Also morgen trete ich an. Kann ich heute noch einziehen?“  
 „Bolle sah auf Schrippe.“  
 „Wie is et, jeht et, Schrippe?“  
 „Der Diener nicht. Wird jemacht, Aujußt!“  
 Also war beschlossen, daß Karl Große am gleichen Tage noch einziehen konnte. Aber Bolle ließ ihn jetzt noch nicht gehen. Der fixe Junge hatte ihm imponiert. Die unbesümmerte, frisch-fröhliche Art gefiel ihm. Er bot ihm eine Zigarre an. Schrippe mußte den französischen Cognac holen. Sie blieben noch eine Stunde in angenehmer Unterhaltung zusammen, dann verjog sich Karl Große.  
 Als Bolle mit Schrippe allein war, meckerte er lachend:  
 „Na, was sagste nu, Schrippe? Is dei nicht 'n Teufelstorkl Ree, nee, alle Hochachtung! Kommi rin und zwingt mich dazu, dei ich ihn als Betriebsleiter nehme. Wat wird der Steinke un was wird mein Sohn dazu sagen?“  
 „Ra, ich meen, Aujußt, du bist herr im Hause!“ steifte ihm der Vertraute den Rücken.  
 „Det sowieso!“ sagte Bolle stolz und verließ das Büro, um pfeifend durch den Betrieb zu schlendern.  
 Die Gesellen horchten bei der Arbeit auf.  
 „Dunnetkiel, war der Alte heute lustig!“  
 Bolle ging zu Meister Streckeband: „Ich hab nen Betriebsleiter engagiert. Morgen tritt er an.“  
 Der brave Meister sah den Chef an, als könne er ihm nicht glauben.  
 „Ishawoll, Streckeband! Gen verdammt fixen Kerl, der wird mal Schwung in den Betrieb bringen. Wir weie, wir verstehen das nicht mehr so recht.“  
 Und pfeifend schritt er weiter.

### Hermann Stegemann

Das Leben eines deutschen Menschen  
 (Zu seinem 60. Geburtstag am 30. Mai 1930.)  
 Von Dr. W. Fr. Straded

Große Ereignisse werfen ihre Schatten voraus. Der Tag der Befreiungsfeier des Rheinlandes rückt immer näher, und als eine Ehrenpflicht des deutschen Volkes erscheint es uns, eines Mannes zu gedenken, durch dessen ganzes Leben schicksalhaft die Wogen des deutschen aller Ströme rannten. „Überall, wo eine Welle zum Rheine rinnt“, bekundet Hermann Stegemann in seinen unheimlich festend geschriebenen „Erinnerungen“ (Deutsche Verlags-Anstalt, Stuttgart 1930), „bin ich daheim, aber dadurch auch von der ungrenzten Scholle gelöst, und mehr als einer Landschaft, mehr als einem Staate, mehr als einem Volke verbunden.“ Eine Verbundenheit, die längst zu einer vom Schicksal vorgezeichneten Sendung geworden war, besor Stegemann die wechselvolle Geschichte des zweitausendjährigen Kampfes um den Rhein zu schreiben begann. Und als er diesen „Kampf um den Rhein“, an dem er das ganze deutsche Volk beteiligt hatte, glaubte er, der gewissenhafte Chronist der Tragödie einer großen Nation, still und bescheiden beiseite treten zu müssen, weil das Letzte getan . . .

Das Leben eines deutschen Menschen in sechs Jahrzehnten, reich an Glanz und Hoffnungen, stark an Taten des Geistes und des Schwertes, furchtbar im Zusammenbruch, elend in Not und Sorge um den Bestand des Reiches hat Hermann Stegemann aus innerer Notwendigkeit geschrieben. Wer den Spuren dieses Lebens getreulich folgt, wandert über alle Höhen und durch alle Tiefen der Geschichte des jungen Deutschen Reiches. Der Dichter selbst spricht gern von seiner „Dreifelderwirtschaft“ — Politik, Geschichte und Literatur — die er nach besten Kräften und ohne, wie wir heute wissen, eins dieser Felder schlechter als die anderen zu bestellen, zeit seiner publizistischen Tätigkeit getrieben hat. Wem sollen wir die Palme zuer-

### Wanderlied

Nun schweif ich in das Land hinaus  
 Und laß' das arme Ich zu Haus.  
 Das arme Ich ist viel zu klein —  
 Heut' muß die ganze Welt ich sein!  
 Der hunte Vogel singt und singt,  
 Er will, daß mir's zu Herzen dringt.  
 Da wird so leicht und bunt der Sinn:  
 Ich fühl's, daß ich der Vogel bin!  
 Die Rose haucht so wundervoll,  
 Sie will, daß ich es merken soll.  
 Da wird so heiter-stolz der Sinn:  
 Ich fühl's, daß ich die Rose bin!  
 Der Himmel prangt im blauen Schein.  
 Er will zum Schauen laden ein.  
 Da wird so hell und hoch der Sinn,  
 Ich fühl's, daß ich der Himmel bin!  
 O, Brüder, Schwestern, kommt heraus  
 Und laßt das arme Ich zu Haus!  
 Seid Lied und Duft und Sonnenschein  
 Und gießt euch in die Welt hinein!

tennen? Dem Dichter bodenständiger Zeitromane, dem wahrheitsliebenden Historiker, dem derblühend strategisch denkenden zivilen Militärschriftsteller? Wir wissen es nicht, wohl aber das Eine: sie alle sind unerläßliche Auswirkungen einer starken, trotz bedingungsloser Hingabe an das zerklüftete, zur Verzeitelung verführende Leben der Gegenwart einheitlichen Persönlichkeit.

„Mein ganzes Leben versinkt um mich her — Deutschland, das Land meiner Väter geht seinen Schicksalsgang, geht ihn von allen Glücksgöttern verlassen, und ich armer Teufel siehe klein, ohnmächtig, ihm entrückt und als Schweizer zur Neutralität verpflichtet, auch um Sorgen um meine Wahlheimat erfüllt und kann ihm nichts sein“, harderte Hermann Stegemann mit seinem Schicksal, als er, außerhalb des Reiches lebend und dennoch ihm auf Gedeih und Verderb mit dem Herzen verhaftet, das Unwetter über Deutschland heraufziehen sah. Nun, wir wissen heute, welchen Dank ihm, dem unentwegten Verfechter und Bekenner der deutschen Sache in schwerer Notzeit, die Heimat schuldet.

Im Kriegsjahr 1870 kommt der Knabe in Koblenz zur Welt. Im eben erst deutsch gewordenen Elsaß wird er schon frühzeitig mit der Grenzlandnot vertraut. Der deutsch-französische Gegensatz der achtziger Jahre und, rein äußerlich betrachtet, die kriegsmäßigen Dedungsaufmärsche der Kolmarer Garnison reizen ihn zu geschichtlichen und militärischen Studien. In Altkirch blickt er dem Elsaß ins Herz, fühlt sich bereits der junge, kaum stüßige gewordene Mensch zum Lobpreiser der Schönheiten dieses umtölpelten Landes berufen. Das schwere alemannische Blut verleugnet sich nicht. Romane wie „Die als Opfer fallen“, „Daniel Juch“, „Die Kraft von Illzach“, „Die Himmelspacher“ und mehrere kleinere Erzählungen geben berechtigt Zeugnis davon, während seine ganze Liebe zum Rhein in „Theresle“, „Thomas Rheingold“ und „Der gefesselte Strom“ nach Ausdruck ringt.

„Die Politik ist das Schicksal“. Dieses Wort des Korjen gilt für einen so politisch-historisch denkenden Menschen wie Stegemann in erhöhtem Maße. Bei der Totenfeier für den greisen Kaiser singen bereits rheinische Männerchöre Tropfen eines Gedächtnis, das der junge Schüler ganz im Banne des nationalen Schmerzes, der das ganze deutsche Volk damals erfaßte, schuf. Die Entlassung Bismarcks erlebt er in ihrer tragischen Bedeutung. Richard Wagners regt den aus Münchener Künstlerkreisen nach Zürich gekommenen jungen Studenten der Geschichte zur Lektüre der Schriften von Clausewitz an und leitet ihn damit zu neuen Quellen kriegsphilosophischer Erkenntnis.

Von seinen geopolitischen und kriegswissenschaftlichen Sonderstudien führt ein gradliniger Weg zu den beiden großen Standardwerten, der vierbändigen „Geschichte des Krieges“ und den „Kampfunten Rhein“. Die großen weltgeschichtlichen Zusammenhänge und strategischen Perspektiven verdichten sich zum „Trugbild von Versailles“. Als Hermann Stegemann, der Schweizer Bürger, als Redakteur am „Berner Bund“ seine in der ganzen Welt mit Spannung verfolgten Kriegsberichte verfaßte, da hatte er nach einer Fülle persönlicher Eindrücke und Erlebnisse geistig, politisch und räumlich jene Distanz zu den Dingen gewonnen, die ihn allein befähigte, im Wirbel der von Kriegsurien gepölkerten Zeit das Gewicht eines Mannesurteils in die Waage der Weltöffentlichkeit zu werfen, das viel, überraschend viel galt. Es war nicht zuletzt seine umfassende Kenntnis des öffentlichen Lebens — Stegemann betätigte sich als Politiker, Verwaltungsbeamter, Redakteur, Schriftsteller, sogar als diplomatischer Berater —, die ihm zur Lösung dieser Aufgabe verhalf.

Mit fast allen bedeutenden deutschen Zeitgenossen der Wilhelminischen Ära kam er irgendwie in Berührung. Er erlebte als kritischer Zuschauer den Einzug der Burenführer in Berlin wie den Monarchenbesuch Victor Emanuels, stand in Sanssouci, hörte Redebuells zwischen Graf Posadowsky und August Bebel, die Propeller des später in Echterdingen zerstörten Zeppelins und die ersten gellenden Kriegsanfänger. Und kämpfte als einer der besten, scharsinnigsten Streiter des Geistes die große Tragödie seines, unjeres Volkes. Welches Leben unerhörter Spannungen liegt hinter dem Sechzigjährigen, groß in seiner Liebe zum Vaterlande und zur Wahrheit! Wer es begreift, empfindet Ehrfurcht, tiefe Ehrfurcht vor dem, der es erlitten und erstritten.

### Die Toten rächen sich

Stizze von Bodo W. Bogel - Paris

Die Toten rächen jede Ungerechtigkeit. Gibt es eine unbekannte, geheimnisvolle Welt? Scheinbar leblose Gegenstände führen Glück, andere Unglück herbei. Ist das wahr? Gibt es solche Dinge? Janoramus . . .  
 Gräfin Wostawka kam nach dem Tode ihres Gatten nach Paris. Der Graf, mit dem sie kaum ein Jahr in glück-

licher Ehe verbrachte, starb plötzlich auf der Jagd, von einer verirrten Kugel getroffen. In seiner Tasche fand man an einer Platinette ein kleines Amethystmedaillon. Das hatte schon seine Geschichte. Es war, wie man sagte, ein unglücklich bringendes Juwel, und jeder, der es berührte, küßte den Tod. Nur die Gräfin trug es ohne Gefahr.

Einmal bat der Graf sie, ihm das Medaillon zu schenken. „Wo denkst Du hin?“ sagte die Gräfin. „Dieses unscheinbare Schmuckstück stürzt jeden ins Unglück, der es berührt . . .“

Graf Wostawka lachte. Er glaubte nicht an solche Dinge. „Leblose Gegenstände“, sagte er, „haben keinen Einfluß auf das Menschengeschick!“ Und eines Tages gelang es ihm, das kleine Amethystmedaillon, das seine schöne Frau auf dem Raschisch hatte liegen lassen, sich anzueignen. Der Graf verbrachte es in einer inneren Tasche. Und kurz darauf traf ihn auf der Jagd eine Kugel . . .

Die Gräfin Wostawka fand liebevolle Aufnahme in Paris. Sie war schön, reich und eine junge Witwe. Sie erschien auf allen Gesellschaftsabenden, und es gab deren viele in dieser Zeit des Kaiserreichs Napoleons des Ersten. Es fehlte der Gräfin nicht an galanten Rittern. Der Herzog von Enghien wurde zu ihrem Schatten. Sie bildeten auch ein schönes Paar. Er war schlank, elegant, wohlhabend, geistreich, von athletischer Gestalt; sie anmutig, klug, schön, wie eine Tanne in die Höhe schießend. An einem Abend sagte der Herzog: „Comtesse, geben Sie mir dieses kleine Amethystmedaillon, das Sie an Ihrem Halse tragen!“

Der Gräfin erstarb das Lächeln auf dem Munde. „Lieber Freund“, erwiderte sie ernst, „leider muß ich Ihren Wunsch abschlagen. Zürnen Sie mir nicht! Es gibt Gegenstände, die Unglück bringen. Und dieses Medaillon bringt Unglück.“

Der Herzog lachte. „Gräfin belieben zu scherzen! Ich glaube an solchen Unsinn nicht. Geben Sie mir bitte das Medaillon als Andenken . . .“

„Nein!“ erwiderte die Comtesse entschlossen. Einige Tage darauf aber gelang es dem Herzog doch, das kleine Medaillon unbemerkt in seine Tasche zu stecken. Er glaubte nicht, daß es Dinge gibt, die Unglück bringen.

Der Herzog von Enghien schlief friedlich in seinem Zimmer. Plötzlich erwachte er. Kräfte Männerstimmen drangen herein. Sein Kammerdiener stürzte in das Schlaggemach und rief mit angstbebender Stimme: „Durchlaucht, fliehen Sie, fliehen Sie rasch! Militär steht im Hofe und fordert Einlaß! Ich weiß einen geheimen Gang, Durchlaucht können auf diesem Wege leicht den Palast verlassen . . .“

„Öffne das Tor und laß die Soldaten eintreten!“ befahl der Herzog und begann sich anzukleiden.

Kurz darauf standen die Männer vor der Tür. Es klopfte, und drei Offiziere der kaiserlichen Garde traten ein. „Durchlaucht“, begann der Älteste von ihnen und sah verlegen auf den Boden, „Sie . . . sind . . . verhaftet. Folgen Sie mir!“

Der Herzog fuhr auf. „Wer hat diesen Befehl erteilt?“ fragte er.

„Seine Majestät der Kaiser selbst“, lautete die Antwort. Der Herzog nahm Mantel und Hut und ging voraus. „Ich stehe zu Ihrer Verfügung, Herr Hauptmann.“ Unten standen die Pferde. Offizier und Soldaten schwangen sich in den Sattel. Der Herzog nahm in einem Wagen Platz und bald waren sie alle in der dunklen Nacht verschwunden. Endlich hielt der Wagen. Der Herzog von Enghien stieg aus. Sechs Soldaten sprangen von den Pferden und luden ihre Gewehre. „Was soll das bedeuten?“ fragte der Herzog denn befehlenden Offizier.

„Durchlaucht“, sagte dieser, „Sie werden . . . erschossen.“

„Auf welchen Befehl?“

„Auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers.“

„Ich verstehe . . . Kann ich, Herr Hauptmann, eine letzte Bitte an Sie richten?“

„Stehe zu Diensten, Durchlaucht!“

Der Herzog von Enghien holte ein kleines Amethystmedaillon aus der Tasche, nahm ein Blatt Papier, schrieb einige Zeilen im Schein einer Laterne, faltete den Brief zusammen, reichte ihn dem Offizier und sagte leise: „Übergeben Sie das Schreiben und dies Schmuckstück der Gräfin Wostawka . . .“

„Danke!“ Der Herzog machte einige Schritte, stellte sich vor die Soldaten, die schubbereit dastanden, warf seinen Hut von sich und kommandierte: „Feuer!“

Sechs Schüsse trachten, die hohe Gestalt des Herzogs sank zu Boden. Blutrot froh die Sonne über dem Gehölz vor Vincennes empor . . .

Die Truppen Napoleons marschierten gegen Rußland. Sie standen gerade vor Warschau. Die Polen feierten mit großer Aufmachung den Kaiser der Franzosen. Die hohe Aristokratie veranstaltete zu seinen Ehren glänzende Feste. Auch die Gräfin Wostawka gab einen Empfang. Und der Kaiser kam. Er liebte die Festschleiten. Viele tausend Kerzen brannten in den Sälen des gräflichen Palastes, der hoch über der weiten Ebene thronte. Die Gräfin verneigte sich tief vor dem kleinen Herrscher. Aber ein ironisches Lächeln spielte um ihre Lippen. Sie trug als einzigen Schmuck an einer Platinette ein kleines Amethystmedaillon. Die Säle waren überfüllt, die Zigeuner spielten wilde Lieder, und man trank auf das Gelingen des kommenden Feldzuges. Der Kaiser geruhte, mit der Gastgeberin zu plaudern. Er sagte: „Eigentümlich, Gräfin! Die Damen der Aristokratie sind mit Juwelen beladen, während Comtesse keinen Schmuck trägt. Allerdings sind Sie, Gräfin, auch ohne Schmuck reizend.“ Die Gräfin Wostawka dankte für das Kompliment. „Und“, fuhr Napoleon fort, „dieses kleine Medaillon ist wohl ein Glücksbringer oder irgend ein liebes Andenken? Darf ich wissen, wer es vor Ihnen getragen hat?“

Die Gräfin Wostawka erhob stolz ihr Haupt — sie übertrug Napoleon — und sagte ironisch: „Wollen Sie es wissen, Sire? Ja? Nun, der . . . Herzog von Enghien!“

Der Kaiser wich mit bleichem Antlitz zurück. Der Hieb sah gut und traf an richtiger Stelle. Er wurde förmlich, wandte sich an die Gräfin und sagte: „Geben Sie mir, Comtesse, dieses Medaillon!“

Die Gräfin erhob abwehrend die Hand. „Nein, Sire, unmöglich! Das Medaillon bringt Unglück...“

Sie kam nicht weiter. Napoleon trat auf sie zu, riß das Medaillon von ihrem Hals, betrachtete es verächtlich, warf es auf den Tisch und zischte: „Verzeihen Sie, Gräfin, aber ich glaube an solche Märchen nicht!“

„Sire“, erwiderte die Gräfin ruhig, „Sie haben das Medaillon berührt, das der Herzog von Englien in seiner Todesnacht trug. Es gibt leblose Gegenstände, die Unglück bringen. Auch dieses Medaillon stürzt jeden, der es berührt, ins Unheil. Sire werden den Feldzug verlieren und Hunderttausende von Soldatenleichen die russische Ebene bedecken, Ihr Stern wird erlöschen, das Glück von Ihnen weichen... Die Toten rächen sich!“

Napoleon verlieh ohne Abschied den Saal. Eine Stunde später riefen die Trompeten, die Offiziere entfernten sich im Laufschrift aus dem Palaste, die Truppen zogen aus der Stadt, die Kerzen wurden ausgelöscht, und als der Kaiser beim Abmarsch zurück blickte, lag hinter ihm finstere Nacht. Auch vor ihm war finstere Nacht...

Witten im Winter trat Napoleon den Rückzug an. Sein Stern erblühte. Bald kam Leipzig... St. Helena...

### Russisches Nachtschl

Die Leningrader Akademie hat soeben ein aufschlußreiches Werk herausgegeben — es sind die Erinnerungen des in den 60er Jahren des vorigen Jahrhunderts viel gelebten russischen Schriftstellers Nikolaus Seweschnikoff. Diese Bekenntnisse sind umso wertvoller, als sie dem Geheimnis der dem Europäer immer noch rätselhaften „russischen Seele“, dieser Mischung aus Sentimentalität, Grausamkeit, Gottesglauben und Gotteslästerung, näher kommen. Man kann den verbummelten Literaten Seweschnikoff, einen Mann nicht nur von Talent, sondern auch von hoher geistiger Kultur, mit Recht als das Urbild des im russischen Leben unsterblichen Typs des „lebenden Leichnams“ bezeichnen, des der Trunksucht vollständig verfallenen und in die Tiefen des Daseins herabgesunkenen Intellektuellen, den Leo Tolstoi in seinem berühmten Drama festgehalten hat. Seweschnikoff, der aus gut bürgerlichem Hause stammte, kam aus der Provinz nach Petersburg und verfiel dort, wie der selbst sagt, „dem echt-russischen Laster“ — dem Trunk. Da er es in einer geordneten Stellung nicht aushalten konnte, ernährte sich der literarisch ungewöhnlich begabte Mann von Gelegenheitsarbeit, er war Kellner, Droghenlutscher, Bäcker, Verkäufer, Wächter, Fabrikarbeiter und noch viel anderes mehr. Heberaus wertvoll ist die Schilderung des Petersburger Elendviertels, in dem Dostojewski und später Gorki manchen Helden ihrer erschütternden Werke gefunden haben. Das Elendviertel von Petersburg trug sonderbarerweise dieselbe Bezeichnung, wie der entsprechende Stadtteil Berlins — es hieß „Scheunenviertel“. Hier, unweit des sogenannten „Heumarktes“, befand sich das berühmte Nachtschl — im Hause des Fürsten Wjatskij. Halbnaakte Gestalten, die an die Schreckensbilder eines Viktor Hugo aus „Notre Dame“ erinnerten, führten hier ein menschenunwürdiges Dasein. Der Literat Seweschnikoff hat hier, von einem unüberstehlichen Drang getrieben, einen Teil seines Lebens verbracht, seinem „echt russischen Laster“ frönend. Unter den Einwohnern dieses Infernos befand sich ein früherer Offizier, der dem Militärdienst den Rücken gekehrt hatte, um in der Petersburger Unterwelt ein „sorgenfreies“ Leben zu führen. Wenn der Offizier Geld brauchte, fiel er auf der Straße in Krämpfe — eine Kunst, die er in Vollkommenheit beherrschte. Er wälzte sich auf dem Pflaster, schrie und stöhnte, so daß es keiner von den Vorübergehenden über sich bringen konnte, ihm nicht „in Gottes Namen“ ein Almosen zu verabreichen. War die erwünschte Summe voll, so sprang der „Kranke“ auf, mietete sich eine Droshke und ließ sich durch die ganze Stadt fahren, wobei er mit Stentorstimme lustige Lieder sang. Dann erschien der Offizier im Nachtschl und spendierte allen Kameraden, solange sein Geldvorrat noch reichte, Wodka. Die Bevölkerung des Nachtschls, das in der russischen Literatur durch Gorki in seinem gleichnamigen Theaterstück verewigt ist, bestand größtenteils aus Mitgliedern der Gesellschaft. Aus Langeweile, aus unstillbarer Sehnsucht ergaben sich diese echt-russischen, dem Europäer unverständlichen Naturen dem Trunk, der sie von den Höhen des Lebens in den finstesten Abgrund geschleudert hat. Hier traf man Vertreter der besten adeligen

Familien, Marineoffiziere, höhere Beamte, Hausbesitzer und Bankiers, die, in Lumpen gekleidet, bettelten und ihre Einnahmen vertranken. Sie hatten alle ein gesichertes Dasein, ein Leben im Luxus gegen die elende Existenz „gewesener Leute“ umgetauscht. Ein Mann, der sich „Iwan Iwanowitsch“ nannte und behauptete, nicht einmal lesen zu können, war in seinem früheren Leben Ministerialdirektor in Moskau gewesen, besaß ein Haus und ein beträchtliches Kapital auf der Bank. Eines Tages war der Ministerialdirektor verschwunden. Man glaubte ihn tot, zumal er kurz vor seinem Verschwinden sein ganzes Vermögen seiner Familie testamentarisch vermacht hatte. In Wirklichkeit tauchte der lebende Leichnam als „Iwan Iwanowitsch“ im Nachtschl des Scheunenviertels auf. Ein anderer unter diesen verlorenen Menschen trug den Spitznamen „Humboldt“, man vermutete in ihm einen heruntergekommenen Gelehrten. Der verpöhlte „Humboldt“ war ein leidenschaftlicher Theaterbesucher. Er sah auf der Galerie, oft in einem Kof, den er auf dem nackten Körper trug, da er kein Hemd besaß. Die Einwohner des Nachtschls hatten eine Geheimsprache, über die Seweschnikoff eine aufschlußreiche Monographie geschrieben hat.

### Die drei Angler

Von Wills Hader.

In dem idyllischen Reize in Sachsen, in dem ich zur Erholung weilte, gab es nur wenige Säuer, aber ein recht großes darunter, nämlich eine Privatirrenanstalt. Es handelte sich durchwegs um gutmütige Kranke, denen auch ziemlich viel Freiheit gelassen wurde. In dem herrlichen, großen Park, der einem Walde gleich, bummelten und lagerten sie nach Herzenslust. Besonders hatte es ihnen die hohe Mauer angetan, die dicht an einen See ansetzte, und auf der sie oft saßen, um das Leben und Treiben der Sommerfrischler zu beobachten.

Ich selbst lag fast täglich am Seeufer auf der kalten Haut. Kommt eines schönen Tages ein Angler an. Legt Kufsaß, Jocke, Hut ins Gras und stellt sich dreibeinig hin. An seinen listigen Augen merke ich, daß es ein mit allen Waffen gewaschener Sachse ist, der auf dumme Fragen bestimmt dumme Antworten gibt. Und richtig, es kam so. Erschint an der Mauer der Kopf eines Kranken. Nach einer Weile fragt er den Analer:

- „Was hast denn da?“
- „Ne Säbchen!“
- „Was ist da dran?“
- „Ne Säbchen!“
- „Na, un an den Säbchen is doch ooch was dran?“
- „Ne Würmchen!“

... 59 von meinen 65 Schülerinnen trinken jetzt Kathreiner schreibt der Lehrer L. darüber wird sich unser Schularzt freuen...

„Was machste denn dabermitt?“

„Baben!“

„Kumm rein!“

Ich weiß genau, daß der Analer der freundlichen Aufforderung des Irren nicht entsprochen hat, sagte mir aber, daß der Kranke von seinem Standpunkt aus nicht einmal so ganz unrecht hatte. Am nächsten Tage kam ein anderer Analer. Auch der Kranke ließ nicht lange auf sich warten. Aber heute war es eine sehr ruhige, langweilige Unterhaltung. Wenn ich nicht die Zeit mit Lesen verbracht hätte, wäre ich eingeschlafen. So gegen Mittag, nachdem der Analer vier Stunden dagestanden hat, fragt der Irre:

„Dasse denn nu was?“

„Um drei daselbe Theater.“

„Nu wärschte doch wohl was ham?“

„Ree!“

Ich kam vom Kaffeetrinken und hörte die neue Frage nicht mehr, aber das übliche „Ree“ vernahm ich noch.

Am sechs Uhr abends, ich wollte mich nach dem Gasthose trocken, ertönte es wieder:

„Dasse denn immer noch nisch?“

„Ree!“

„Kumm rein!“

Am dritten Tage kam ein dazeres, sehr intelligent aussehendes Männlein mit einer blauen Brille, um zu anelien. Der besaß seinen Kram. Es dauerte nicht lange, da sog er zwischerecht, nachdem er den Fisch ermüdet hatte, einen riesigen Becht heraus, ich will nicht schwindein, aber so einen Meier wird er wohl gewesen sein. Der Mann löste den Fisch sorgsam von der Anael, besaß ihn und warf ihn wieder ins Wasser. Der Irre stand hinter der Mauer und schüttelte bedenklich den Kopf. Der nächste Fisch, vielleicht einen halben lang, flog wieder ins Wasser. Der Irre kochte. Der dritte, vielleicht so lang wie ein Finger, wurde aufgedoben. Der Irre ließ über: „Du dummer Hund, warum schmeißt Du denn die großen Fische weg?“ Ganz sanft, ohne jeden Vorwurf, entgegnete der Analer: „Du Krotzsch, ich dawwe doch bloß ännne Pflanze derbeeme von 20 Zentimeter Länge!“

„Kumm rein!“

### Buntes Allerlei

Der Streit um Sodom und Gomorrha

Die viele Albertumsforscher haben sich bereits geäußert, die Stelle, an der die berühmtesten Städte Sodom und Gomorrha gelegen waren, entdeckt zu haben! Jürzeit ist wieder ein Streit zwischen Gelehrten über die Stelle entbrannt, an der sich Sodom und Gomorrha befanden. Forschungen am Toten Meer befrichtigen beinahe in allen Einzelheiten die Ueberlieferung aus dem Buche Moses über den Untergang Sodoms. Sogar die Tatsache, daß Lots Frau sich in eine Salzsäule verwandelte, wird von der modernen Wissenschaft erklärt. Die unglückliche Frau ist nämlich von einem mineralischen Stoff eingehüllt worden. Mitglieder des „Palestina Exploration Fund“, einer amerikanischen wissenschaftlichen Gesellschaft, streiten sich jürzeit über die Lage dieser biblischen Städte. Einige Gelehrte behaupten, daß Sodom und Gomorrha am südlichen Teil des Gebietes des Toten Meeres gelegen waren. Professor Hill und Sir Charles Wilson sind dagegen der Meinung, daß die Städte an der nördlichen Küste des Toten Meeres lagen, was durch die vor kurzem erfolgte Entdeckung von Ruinen an dieser Stelle bestätigt zu sein scheint.

Politische Däsen. Ein Bauer in einem österreichischen Dorfe hatte ein paar Prachtoshen. Er war auf die Tiere außerordentlich stolz und wollte sie zur Ausstellung bringen. Dem fand aber eine kleine Schwierigkeit entgegen, denn der Bauer war Großdeutscher, während der Ortsvorsteher, der über die Verschickung der Tiere zur Ausstellung zu entscheiden hatte, der christlich-sozialen Partei angehörte. Daher wies der Ortsvorsteher die Tiere mit hämischen Bemerkungen zurück. Der Bauer gab sich nicht damit zufrieden. Er schloß mit seinem Nachbarn, der ebenso wie der Gemeindevorsteher der christlich-sozialen Partei angehörte, einen Handel ab, und als dieser nun beim Ortsvorsteher die Tiere zur Ausstellung anmeldete, da wurden sie, die sich zwar in der Zwischenzeit körperlich nicht verändert, wohl aber mit ihrem Besitzer ihre politische Gesinnung gewechselt hatten, sofort zur Ausstellung geschickt. Die Sache hat in Oesterreich viel Staub aufgewirbelt und ist auch im Parlament zur Sprache gekommen.

Verantwortlicher Schriftleiter: Erwin Bollmer.

Druck und Verlag der W. Rieter'schen Buchdruckerei, Altenfeld.

Es ist einfach verblüffend.

wie schnell und gründlich Schmutz u. Fett beseitigt!



10 Liter  
1 Eßlöffel auf 10 Liter  
= EIN EIMER HEISSES WASSER



So urteilt eine erfahrene Hausfrau über IMI, das neue Aufwasch-, Spül- und Reinigungsmittel. Auch Ihnen leistet IMI gute Dienste. Alles, was schmierig und schmutzig, fettig und ölig ist, säubert IMI schnell und so gründlich, daß Sie überrascht sind, wie schön und reinlich die Sachen aussehen können. Machen Sie einmal den Versuch! Geben Sie zum Spülen oder Putzen dem heißen Wasser IMI (1 Eßlöffel auf 1 Eimer Wasser) zu. Mit viel weniger Mühe werden Sie viel schneller fertig und verrichten bessere Arbeit. IMI ist so ergiebig und sparsam, daß Sie mit einem Paket für nur 25 Pfennige lange auskommen.

Henkel's Aufwasch-Spül- und Reinigungsmittel FÜR HAUS-UND KÜCHENGERÄTE ALLER ART

Pfalzgrafenweiler

# Miehgerei-Verkauf.

Im Konkurs des Fritz Weber, Meggers, bringe ich dessen Wohn- und Oekonomiegebäude mit gut und modern eingerichteter Meggerei und Kühlanlage und 19 ar Garten beim Haus, sowie 3 Ackerparzellen von zusammen 37 ar am

Mittwoch, den 4. Juni 1930, vormittags 8 Uhr

auf dem Rathaus in Pfalzgrafenweiler im ersten Termin zur öffentlichen Versteigerung.

Konkurrenzwalter Bezirksnotar Heide,  
in Pfalzgrafenweiler

## 1maliges Angebot zur Badesaison! 50000 Stück Frotteehandtücher

Nr. 60 prima Qualität, flauschige Ware ca. 40x100 cm 3 Stück **Mk. 2.25**

Sollte die Ware nicht entsprechen, nehmen wir sie unter Vergütung ihrer Spesen zurück! — Der Versand erfolgt gegen Nachnahme. Fordern Sie sich unsern illustrierten Katalog an



**Heinrich Buch & Co.**  
Mechan. Weberei und Wäschefabrik  
Hof 1, Bayern S 135

## 2-tägig. Pfingstausflug

mit modernen Aussichtswagen in die

### Schweiz

von Nagold über Titisee—Basel—Bern—Interlaken—Luzern—Bierwaldstättersee—Zürich—Donauelchingen—Nagold. Fahrpreis pro Person R.M. 30.—

### oder in das Rheinland

von Nagold über Stuttgart—Neckartal—Heilbronn—Heidelberg—Bergstraße—Wiesbaden—Rüdesheim (per Schiff bis Coblenz und zurück bis Bingen)—Kreuzfahrt—Landau—Karlsruhe—Pforzheim—Nagold. Fahrpreis pro Person R.M. 25.—

### oder auf den Hartmannswellerkopf

von Nagold über Rehl—Straßburg—Colmar—Mühlhausen—Mühlheim—Freiburg—Nagold. Fahrpreis pro Person R.M. 22.—

Anmeldungen wollen sofort gemacht werden bei

**Benz & Koch, Omnibusverkehr, Nagold**  
Telefon 2.

Neuheit! Gesundheitlich geschützt!

## Luftfeder-Matratze „Continental“

Unerreicht preiswürdig nicht teurer wie andere Matratzen gesundheitsfördernd und äußerst angenehm

ist das ideale **Dauerpolster**

Die gleichbleibende Federkraft und Weichheit ist unbegrenzt haltbar. 15 jährige Garantie. Kommen, Sehen, Staunen! Ohne Kaufzwang!

Zu kaufen beim Alleinverreter:

## Wilhelm Henßler

Sattler und Tapezier  
Altensteig.

Empfehle

## Ia. Spezial Mullmehl

Weizenanzugsmehl „Neckargold“ in 5 u. 10 Pfd.-Säcken, Brotmehl, Futtermehl, Kleie, Leinmehl, Mais- und Maismehl, Sojafrot, Erdnußmehl, Weizen und Gerste, Plata-Haber, Torfmelasse, Malzkeime, Fischmehl, Kälbermehl, Speise- und Viehfalz, Darmmalz für Brenner, Futtermittel. Künstliche Düngemittel.

Ferner bringe mein **Weinlager** in empfehlende Erinnerung.

**Dr. Schnierle, Altensteig**

Altensteig

Herrenhemden  
Herrensokken  
Sportstrümpfe  
Hosenträger  
Gürtel  
Kragen  
Cravatten

empfiehlt billigt

## Fritz Wizemann

Einige Zentner gute **Speisekartoffeln** sowie eine guterhaltene, große

**Rinderbettlade** hat abgegeben

M. Stoll, Altensteig  
Ziegelhütte.

Egenhausen.

## Bauernlob-Sensen

der Liebling eines jeden Landwirts, sowie

**Wetzsteine** empfiehlt  
M. Kalmbach, Schmied.

## Reizende



## Locken

ohne Brennschere.

Haare befeuchten mit meinem Kräuselwasser, nach 10 Min. die schönsten Locken u. Wellen. Haltbar, unschädlich. Flasche monatlich ausreichen. Mk. 2.50. Porto extra. Versandhaus Frau E. Schönlé, Augsburg II/26., Stettenstr. 16.



Beispiel *and sport* nur ein bewährtes Mineralwasser

## Immower Apollo-Sprudel

schon über 100 Jahre in Kliniken als Heißwasser

schafft neuen Mut erhält Gesundheit

M. Hartmann, Chabeso- und Mineralwassergeschäft, Altensteig, Tel. 132.

## Eine junge Frau ist glücklich

wenn sie eine gute, zuverlässige

## Nähmaschine

ihr eigen nennt.

Vorzügliche Marken sind Pfaff und Naumann. Diese hält bei Bedarf bestens empfohlen

## Paul Schaupp, Altensteig.

## Eiserne Rinderbettstelle

in mittlerer Größe zu kaufen gesucht.

Zu erfragen in der Geschäftsstelle des Blattes.

Gut und billig füttert man das Geflügel mit



## Universal-Mischfutter

vorrätig aus frischer Sendung:  
Universal-Mehlfutter  
Universal-Körnerfutter  
Universal-Rüdenfutter (Mehl und Gröhe)

Alleinverkauf für den Bezirk

Landw. Bezugs- u. Abgabgenossenschaft eingetr. Genossenschaft m. b. H. Altensteig, Nagold und Umgebung Geschäftsstelle. Fernsprecher Nr. 85.



## Sie staunen alle

über die aus den Spezialitäten der Firma Robert Ruf, Eßlingen hergestellten Getränke. Weit mehr als 9000 Anerkennungen und Nachbestellungen. — Ruf's Heidelbeeren mit Zutat zu 100 Liter Mk. 5.50, Ruf's Rosinen mit Heidelbeeren zu 100 Liter Mk. 5.50. Robert Ruf, Heidelbeer-Versand, Eßlingen Obstmost, der sauer, schwarz oder zäh wird, kann durch Umgärung mit meinen Spezialitäten wieder hergestellt werden.



Schwarzwald-Drogerie Löwen-Drogerie, Altensteig

**Sommersprossen**, alle Flecken im Gesicht beseitigt spürlos Crème „Odlin“.

Löwen-Drogerie Herren Altensteig.

## Zwei-Zimmer-Wohnung

mit Küche zu mieten gesucht.

Zu erfragen an die Geschäftsstelle des Blattes.

## Gelegenheitskauf!

Verkaufe wegen Aufgabe mein

## DKW. Motorrad

300 ccm, Baujahr 1929, wenig gefahren, sehr preiswert.

Gottlieb Stoll, Altensteig.

### Ausschneiden!

Wenn Sie dieses Inserat Ihrer Bestellung beilegen, erhalten Sie **das gute Edelweiß-Dauerad** Herrenrad Nr. 11A m. Edelweißblumen u. Goldlinien-Vorzierung, Gummiriff, Continental-Prima, Profianfrüchtritt, Torpedo, Sattel gold vernickelt, mit veredelt, niemals rostenden 75 Mk. Stahlspindeln und fünf-jährigen Garantieschloß zu 75 Mk.

(Damenrad Nr. 14 A Mk. 85) frachtfrei und verpackungsfrei bis zu Ihrer Eisenbahnstation. Vorherkasse oder Bahnrechnung. Neuen Katalog Nr. 130 senden gern gratis und franko. Fahrräder, Nähmaschinen und Gummirollen mit unserer gesetzlich geschützten Marke „Edelweiß“ sind in Fahrradhandlungen nicht erhältlich, sondern nur von uns oder unsern Vertretern.

**Bisher über 1/2 Million Edelweißbrüder geliefert** Das können wir wohl nimmermehr, wenn Edelweißrad nicht gut und billig wär.

**Edelweiß-Decker, Deutsch-Wartenberg 175**

Fahradbez.-Leistungsstärke pro Woche 1000 Edelweiß-Räder



Mensch sei helle — leg „LEBEWOHL“ auf die kranke Stelle

Hühneraugen-Lebewohl und Lebewohl-Ballschellen Blechdose (8 Pflaster) 75 Pfg., Lebewohl-Fußbad gegen empfindliche Füße und Fußschwell-Schachtel (2 Bäder) 50 Pfg., erhältlich in Apotheken und Drogerien. Sicher zu haben bei **Fr. Schlumberger, Schwarzwald-Drog., Poststr. 250**

